

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 193.

Samstag, 19. August.

1916.

(18. Fortsetzung.)

Frau Minchens Narretei.

Humoristischer Roman von Käte van Beeker.

(Nachdruck verboten.)

Und so fuhr Fritz Niedel nachmittags wirklich in der neuen, guten Viktoriafutische nach Königsberg, um seine unbekannte Nichte, das Märchenkind Ludovika, in Empfang zu nehmen.

Im Gutshause herrschte währenddessen allgemeine Aufregung; bei der Hausfrau am lebhaftesten. Fee hatte die Nachricht von der Ankunft einer Cousine, deren Dasein ihr bis dahin vollkommen unbekannt gewesen, am ruhigsten aufgenommen. Sie wunderte sich nur, daß bis jetzt noch nie von der Verwandtschaft die Rede gewesen, nachdem Väterchen ihr aber auf dem gewohnten Vormittagsritt erklärt hatte, daß die weite Entfernung und die verschiedenen Lebensverhältnisse selbst zwischen Geschwistern nach und nach die Verbindung lösen können, besonders wenn diese, wie er und seine Schwester, nie recht harmoniert hätten, war ihre Verwunderung einem mitfühlenden Verständnis gewichen. Sie konnte sich dergleichen sehr gut vorstellen. Wenn Eugen weit fort und nicht mehr zum Besuch nach Hause käme, würde sich zwischen ihm und ihr allmählich auch jede Beziehung lösen, — besonders da solche bis jetzt eigentlich noch nie recht bestanden hatte. Verwandtschaft war wohl mehr Wort als Inhalt, wie manches im Leben.

Sie dachte seit einiger Zeit sehr viel nach, beobachtete schärfer, kritisierte und überlegte, auch in betreff ihrer eigenen Person, außen und innen. Es war seit ihrem Einsegnungstage eine große Veränderung mit ihr vorgegangen, die selbst dem Vater jetzt oft auffiel. Sie war noch immer sein fröhlicher, verständnisvoller Kamerad, aber sein Junge war sie nicht mehr. Mit den Jungenskleidern, die sie ganz plötzlich und sehr energisch abgelegt und auf eine Art von Reittleid gedrungen hatte, war auch viel von ihrer sonstigen Jungenschaftigkeit abgestreift worden. Sie hielt sich straffer, achtete mehr auf ihre Bewegungen und ihren Anzug, verwandte eine scheue Sorgfalt auf die Pflege ihrer Hände und strich ihr Haar ängstlich glatt wie ein Mäusfellchen.

Sehr zu ihrem Nachteil, denn der einzige Reiz, den sie bis jetzt besessen, die springenden, flatternden, goldigen Röschchen, ging damit verloren und sie sah, milde gesagt, weniger hübsch aus als je, und Frau Minchen bekam wirklich einen Schreck, als Fee sich jetzt zum Empfange des Gastes zu ihr gesellte. Gerade heute, wo ihr Sinn so ganz auf Schönheit gestellt war und in den köstlichen Phantasien schwelgte, fiel ihr die Häßlichkeit ihres eigenen Kindes doppelt auf. Das Mädchen wurde ja immer häßlicher! Sie mußte sich rein vor der Nichte schämen, solch ein Kind vorzustellen! Wenn sie wenigstens wie Fränze ausfiele! Fränze im hellen Waschkleide, das knapp und zierlich die runde, hübsche Figur umschloß, mit rosigen Grübchenwangen und dem fleidam geordneten, kastanienbraunen Haar, sah allerliebste aus, appetitlich und hübsch, aber Fee —! Herrgott, der Rotkopf mit dem Käsegesicht und den unheimlich dunklen Augen! Wie sie nur zu dem Kinde gekommen war?

Während sie sich seufzend diese Frage zum tausendsten und abertausendsten Male stellte, rollte die Viktoriahaife auf den Hof. Vergessen waren alle mütterlichen Sorgen und Schmerzen! Frau Minchen befiel ein wahres Fieber. Lieber Himmel, war sie neugierig auf das Märchenkind!

Gasig eilte sie den beiden Mädchen voraus, auf die steinerne Hofterrasse. Eben öffnete ihr Fritz den Schlag, stieg schwerfällig aus und gleich hinter ihm hüpfte eine schlanke, graziose Gestalt aus dem Wagen und eilte auf Frau Minchen zu.

Der blieb fast das Herz stehen. Allmächtiger, ihr Schneewittchen, wie es einst in dreifachen Exemplaren als Bild ihre Wände geschmückt und sie in Wirklichkeit so grausam betrogen hatte! „So weiß wie Schnee, so rot wie Blut, so schwarz wie Ebenholz.“ Genau, genau so! Das purpurne Mündchen, die großen, tiefblauen Augen, die ganze, Frau Minchen betörende Schönheit, — lebendig stand sie vor ihr.

Eine Sekunde lang war ihr, als wenn sie all die Jahre geschlafen habe, jetzt erst zur Wirklichkeit erwache und ihr eigenes, ersehntes, alle Ideale erfüllendes Kind vor sich sehe. Tränen füllten ihre Augen, sie öffnete die Arme, sie wollte dieses süße, holdselige Geschöpf an sich ziehen, aber da kniete es schon vor ihr und drückte die weichen Lippen auf ihre Hand.

„Mit dem eleganten, hellgrauen Kleide hier auf der staubigen Treppe!“ dachte Fränze entsetzt.

„Wie sie es in der Wurstwelle nur fertig bringt, halbe Kniebeuge zu machen“, dachte Fee bewundernd, und Onkel Niedel, der hinter der Märchenmutter die Treppe hinaufsteigen wollte, lächelte halb grimmig, halb amüsiert und dachte: „Ganz wie die Male, alles mit Trara und Aplomb. Aber der Dämonskröte steht's um mein Minchen hat sie damit gleich im Sack!“

Und damit hatte er recht. Sein Minchen war bezaubert. Sie zog die halb kniende zu sich empor, an ihr Herz, ganz so, wie es immer in den Büchern geschildert wurde und sagte, auch ganz so wie in diesen: „Willkommen, mein liebes Kind, Gott seg'ne deinen Eingang.“

Die schöne Ludovika hatte in aller Geschwindigkeit Lantes feuchtschimmernde Augen gesehen. In ihre schönen blauen trat auch sogleich ein feuchter Schimmer, der sanft das triumphierende Leuchten verschleierte, das dieser Empfang in ihnen aufblitzen ließ. Wie hatte Mama unrecht gehabt, als sie meinte, mit dem Onkel würde sie schon schnell fertig werden, der schwere Punkt bliebe die Tante. Im Gegenteil, der alte Herr bot Schwierigkeiten, das hatte sie schon auf der kurzen Wagenfahrt gemerkt, aber die alte, dicke, häßliche Dame würde wie Wachs in ihren Händen sein, die schnitzte ja schon jetzt hin.

„Meine geliebte Tante“, stammelte sie mit bezaubernder Rührung und küßte jetzt auch Wangen und Mund der geliebten Tante. „Wie gutig nimmst du die fremde Nichte in deinem Hause und Herzen auf!“

Onkel Nidel schüttelte schmunzelnd den Kopf. Komödie wie für'n Taler. Na, ihn beschummelte der Rader nicht. Er hatte schon in der kurzen Zeit der gegenseitigen Bekanntschaft seine Beobachtungen gemacht. Die hungernde Spartanerschwester war aus einem Coupé zweiter Klasse gestiegen. „Muß ich doch bezahlen“, hatte er gedacht. Damencoupé war es auch nicht gewesen. Die unbefangene Kindlichkeit Ludovikas, ihre blütenweiße Unschuld ahnte nicht, daß Damencoupé passender für ein Märchenkind gewesen wäre. Infolge dieser rührenden Unbewußtheit ließ sie sich auch von einem sehr eleganten, älteren Herrn, der mit ihr ausstieg, erst einhalb Dutzendmal innig und ausgiebig die Hand küssen, ehe sie geruhte, sich nach dem wartenden Onkel umzusehen.

Der hatte sie gleich erkannt, so wie sie die Fußspitze aus dem Wagen setzte. Die Male, nur in jüngerer und verschönerter Auflage. Auch innerlich der Mutter ähnlich, davon war er überzeugt. Das Blut verleugnete sich nicht, sie würde wohl eben so eine leichte Fliege sein wie die Frau Rittmeister es gewesen war. Gott sei Dank, daß der Eugen versorgt war. Nein als wenn er diese Gefahr geahnt hätte, daß er so beizeiten mit dem Jungen ans Werk gegangen war.

Saha, — das Gesicht dem Fräuleinchen nicht, als es sich unterwegs nach den ihm ganz unbekannten Familienverhältnissen erkundigte und dabei erfuhr, daß der liebe Vetter schon in festen Banden lag! Saha! So geschickt sie ihre Mienen zu beherrschen wußte, den scharfen Augen des mißtrauischen Onkels war doch nicht der Zug der Enttäuschung entgangen, der im ersten Moment über das schöne Gesicht flog. Und dann kam noch eine unerwartete Cousine dazu und eine Pflügetochter! Saha, das Märchenkind hatte arg schlucken müssen, um die beiden herunterzukriegen und sich mit geziemendem Anstand über den Familienzuwachs zu freuen.

Eben wandte sich Ludovika zu den stumm und überrascht danebenstehenden Mädchen, schlang zärtlich ihren Arm um Fränze und drückte sie an sich. „Liebe, kleine Cousine, wir werden Freundinnen werden, nicht wahr?“

Fränze stand wie mit Blut übergossen, Fée lächelte ein bißchen spöttisch und ein bißchen ärgerlich und die Tante, hochrot und beschämt, beeilte sich, den Irrtum zu berichtigen. „Nein, Ludovika, du irrst dich, dieses ist unsere liebe Pflügetochter Fränze.“ — Mit sinkender Stimme: „Das ist unsere Tochter Fée.“

Ludovika faßte es sogleich auf, daß die Tante „Liebe“ Pflügetochter und einfach nur „Tochter“ sagte. Warum? Weshalb? Das konnte sie in der Geschwindigkeit nicht beurteilen, aber der Pflügetochter kühl herablassend entgegenzutreten, wie sie sich unterwegs bei Onkels Erzählung vorgenommen hatte, wollte sie lieber doch nicht. Erst sondieren. Daher sanken ihre Arme in gemäßigter Geschwindigkeit von Fränzes Schultern und sie nickte dieser lächelnd zu: „Ich hoffe, mit der Freundschaft wird es trotzdem.“

Dann wandte sie sich mit strahlender Zärtlichkeit zu Fée, die steif und kühl wie eine Steinfigur vor ihr stand und sich durchaus nicht bemühte, die liebevolle Begrüßung mit irgendwelchem Entgegenkommen zu erwidern.

„Ach, diese Bopelscheube!“ dachte Ludovika, während sie den Arm um Fées Taille schlang und sie entzückend anlächelte. „Wie eine aus Holz geschnittene Madonna. Meibescheitche! Unglaublich bei dem beneidenswerten Haar! Doch es so etwas noch geben kann! Und unliebenswürdig ist sie! Na, Mama, hat sich mit all ihren Berechnungen stark geirrt. Die dicke Sandtante ist die Einzige, mit der sich etwas machen lassen wird. Aber nur nicht den Mut verlieren. Irgendwo wird sich für ein Mädchen wie mich schon eine Chance finden und wenn nicht anders, war es eine kleine Vergnügungsreise. Dann muß Mama mich eben meine Wege gehen lassen. Ich kapriziere mich nicht gerade darauf, hier, wo die Füchse sich Gutenacht jagen, unter diesen Philistern zu enden.“

Und während diese Gedanken blitzschnell durch ihren Kopf kreuzten, hatte sie sich wieder zu der lieben Tante gewandt und ließ sich von dieser in das Haus und in ihr Stübchen führen.

Frau Minchen ging wie auf Wolken. Das Glück war bei ihr eingetroffen. Sie war leider nicht in seinem vollen Besitz und hatte nicht angeborenen Teil an diesem Wunder von Schönheit, aber sie durfte doch momentan Hand darauf legen, durfte es genießen und ihm Opfer bringen. Ja, sie war vollkommen bereit, vor dem Bösen ihrer Sehnsucht zu opfern; er sollte nur verlangen und gestatten, daß sie ihm opfere.

Fée war mit dem Vater unten auf der Diele zurückgeblieben. Sie kam erst jetzt dazu, ihn zu begrüßen, hing sich in seinen Arm, legte den Kopf an seine Schulter und schlenderte mit ihm in sein Zimmer.

Er sah lächelnd auf ihr nachdenkliches Gesicht herunter: „Nu, was sagst' du, mein Goldfasan? Wie gefällt dir die neue Cousine?“

„Sie ist sehr hübsch, Vaterchen.“ Bögernd sagte sie es und hielt dann ein.

„Schön ist sie, Féechen, schön. Das müssen wir anerkennen. Na, — und weiter?“

„Ach, Vaterchen, auch noch weiter? Ist das nicht genug?“

„Um, für deine Mutter vielleicht, aber wir zwei, Féechen, was sagen wir?“

„Weißt du, Vaterchen, ich hatte mal eine Puppe, — Mutter hatte sie mir geschenkt und nannte sie immer Schneewittchen, —! Du wirst nichts mehr davon wissen —“

„Doch, doch, mein Féechen!“ Er schmunzelte. Sein Minchen hatte ihn seinerzeit genügend mit ihrer fixen Schneewittchenidee geblendet, da war sie ihm gut im Gedächtnis geblieben. Wenn sein Goldfasan wußte, wie nahe die Sache sie angegangen war und wie schmachvoll sie ihre Mutter enttäuscht hatte! „So weißt du wie Schnee, so rot wie Blut, so schwarz wie Ebenholz“, nicht wahr?“

„Richtig, Vaterchen, so sagte Mutter immer und war ganz verliebt in die Puppe. Ich fand sie bodenlos langweilig. Du weißt, ich mochte Puppen niemals. Aber, — ja, sieh mal, an die erinnert mich die Cousine. Natürlich, sie hat Leben, und langweilig ist sie wohl nicht —“

„Nein, nein, mein Goldfasan, das ist sie nicht. Na, und du raus, was ist der langen Rede kurzer Sinn? Die Ludovika gefällt dir auch nicht?“

„Ach, ich kenne sie ja noch gar nicht, aber, — weißt du, — manchmal hat man jemand lieb auf den ersten Blick, und manchmal nicht, da muß man erst daran arbeiten, ihn lieb zu haben, — und —“

„Und mit der Ludovika wirst du arbeiten müssen?“

„Ja, Vaterchen! Ach, sei nicht böse — es ist doch deine Nichte —“

„Na, na, damit beunruhige dich nicht, mein Kind. Verwandtschaft und Sympathie geh'n nicht immer Hand in Hand. Ich würd' mi freu'n, wenn ihr euch jut steht, aber'n Muß is es nich. Sie is nich für die Ewigkeit herkommen, aber da sie mal unser Besuch is, woll'n wir ihr das Leben anjehem mach'n und ihr mit Freundschaft entjehkommen, mein' Tochter, — verstehestu mi?“

Gerade weil er selbst genau so fühlte wie seine Tochter, empfand er die Verpflichtung, ihrem nur halb eingestandenen Widerstreben etwas entgegenzutreten.

Fée sah ihren Vater verwundert und prüfend an, dann sagte sie kurz: „Ja, natürlich. Ich jagte ja gleich, daß ich bereit bin, daran zu arbeiten, Ludovika lieb zu gewinnen, — genau so wie du, Vaterchen.“

(Fortsetzung folgt.)



== Lesefrucht. ==



Wir wandeln alle in Geheimnissen. Wir sind von einer Atmosphäre umgeben, von der wir noch gar nicht wissen, wie sie mit unserm Geiste in Verbindung steht. Goethe.

Besuch in Modlin.

Zum Jahrestag der Einnahme von Nowogeorgijewsk
(Modlin). 19. August.

Von Erich Köhler.

Zwei Wochen erst, nachdem die polnische Hauptstadt von den deutschen Siegern besetzt war, fiel die Festung, die als Angelpunkt der Narew- und der Weichsellinie Warschau insbesondere zu schützen bestimmt war. Als am 19. August Nowogeorgijewsk sich dem Genie des Besizers von Antwerpen, Generals v. Beseler, beugte, konnte der deutsche Generalstabsbericht unermessliche Beute melden. Die Zahl von über 80 000 Gefangenen wurde durch die Erbeutung von 1650 Geschützen in ihrer Bedeutung noch übertroffen.

Ein Jahr steht Nowogeorgijewsk jetzt unter deutscher Verwaltung und hat seinen alten Namen „Modlin“ längst wieder erhalten. Das Fremdenbuch, das in dem kleinen Museum der Festung im einstmaligen russischen Gouvernementsgebäude angelegt ist, hat in diesen 12 Monaten eine stattliche Reihe von Eintragungen erhalten, und keine der Persönlichkeiten von Rang oder Bedeutung, die Polen aufgesucht haben, hat versäumt, sich einen Eindruck von der stärksten russischen Festung zu schaffen.

Die stärkste russische Festung! Man bekommt von der unüberwindlich scheinenden Stärke dieser Anlagen noch heute einen Begriff, wenn man sich ihnen von Warschau aus nähert. 20 Kilometer von der Bahnstation Modlin beginnt schon das Gebiet des Todes, des Todes, der am schmerzlichsten an die Sinne greift, des Todes der Natur. Riesige Waldstrecken sind niedergelegt, nur kniehohes, geschwärztes Stumpfgeräst ragen tausendfältig hervor, und ihre düsteren Feuerreste wirken um so gespenstischer, je leuchtender und farbenprächtiger der Sommer seinen Rasen- und Blütenteppich zwischen ihnen und um sie ausgebreitet hat. So weit das Auge reicht, ist die Rasenfläche mit diesen unsäglich traurigen Stümpfen durchsetzt, und alles sinnlose Grauen der Zerstörung könnte nicht krasser symbolisiert werden, als durch diese schweigenden Reste der wehrlosen Natur. Hinter ihnen verschwindet fast der Eindruck der zerschmetterten Außenforts. Sie strecken sich bis 15 Kilometer von der Zitadelle entfernt ins Land hinaus, und ihre Zernichtung durch Beselers Artillerie hat genügt, die Widerstandskraft der Besatzung zu brechen. Es sind ganz moderne Betonforts, deren gigantische Trümmer eine Vorstellung von der fürchterlichen Wirkung unserer Belagerungsgeschütze geben.

In der Zitadelle selbst haben die Belagerer wenig Schaden angerichtet. Als nach der Zerstörung der Forts die Besatzung die ersten Verhandlungen einleitete, verlangte General Bobr noch freien Abzug. Als Antwort sandte Beseler drei Granaten in die Zitadelle, die einzigen. Eine von ihnen schlug in die Wohnung des Kommandanten ein. Das genügte, die bedingungslose Übergabe herbeizuführen. Freilich, was die Belagerer gesahnt hatten, suchten die Belagerten vor dem Fall noch zu vernichten. Ihre Maschinengewehre streckten reihenweise die Pferde zu Boden, und in die Zitadelle schleuderten sie Brandfackeln. Die Zitadelle ist ein vierstöckiger Bau, dessen längste Front sich am Narew entlang zieht und an der Stelle, wo Narew und Weichsel zusammenfließen, abbiegt, um die Figur eines unregelmäßigen Vierecks zu bilden. Man bekommt einen Begriff von dem Umfang dieser Warten, wenn man erfährt, daß ihre Gesamtlänge, durch keine Lücke unterbrochen, 2400 Meter beträgt. Wobon man aber keinen Begriff aus Worten oder Bildern gewinnen kann, sondern nur aus persönlicher Anschauung, das ist der Eindruck, den dieser Gebäudekomplex heute bietet. Die Russen haben bei der Brandstiftung die Wirkung des Feuers durch Pulver zu erhöhen gesucht, und das Zerstörungswerk ist ihnen in einem erschreckenden Maße gelungen. Der gesamte Komplex ist ausgebrannt, aus hundert und aberhundert Fenstern schaut wahrhaft das Grauen hernieder, und in den Durchgängen verliert sich der entsetzte Blick in einer endlosen Reihe rauchgeschwärzter, kahler, trümmererfüllter Räume.

Rings um und über dieser Stätte der Zerstörung, die in ihrer riesenhaften Selbstverständlichkeit und Einförmigkeit jedes Bild meines Erinnerns übertrifft, hat der Sommer seine vollste, schimmerndste Pracht erfüllt. Modlin ist land-

schaftlich ein Paradies. Von den Außenwällen schweift das entzückte Auge in endlose Weiten über die Niederungen der beiden stillen Ströme, die sich hier in einem ganz spizen Winkel vereinen. Im Frühling brandete von der Höhe der Zitadelle ein Meer von Flieder in allen Farbtönen nieder, überspült von den weißen Blütenkämmen ragender Kasanien. Seltsame Gebilde starrten aus den Wassern empor, dunkle Schornsteine, die unbeweglich aus den Fluten aufsteigen, Bordwände, die in den leicht bewegten Wellen jetzt zutage kommen, jetzt verschwinden, — die Reste zahlreicher Dampfer, die die Russen vor der Übergabe in den Flußläufen versenkt haben. Damit haben sie freilich nicht verhindern können, daß deutsche Betriebsamkeit die Wasserkräfte nicht lange unbenutzt gelassen hat. Seit Ostern ist der regelmäßige Weichselverkehr Warschau-Modlin-Plod-Boclowek eröffnet, und seit Anfang Mai verkehren Dampfer auch von Modlin nach Pultusk narewaufwärts. Zwischen den Kreuzungspunkten der beiden Linien thront heute noch majestätisch und unversehrt der gewaltige Backsteinbau des Proviantamtes, das die Russen sehr geschickt so gebaut haben, daß von beiden Flüssen die Dampfer direkt in das Haus hinein entladen werden konnten. Keine deutsche Granate hat den gewaltigen Vorräten des Hauses ein Leid getan, und bis in die jüngste Zeit hinein hat deutsche Mannschaft noch von ihnen gezehrt.

Auch die andere Beute, die die eroberte Feste dem Sieger gab, ist längst noch nicht erschöpft. Die Landstürmer, die aus dem fernsten Westen des Reiches, insbesondere aus dem Elsaß, hier nach Rußland kamen, haben immer noch mit der Sichtung zu tun. Noch steht eine stattliche Reihe von russischen Geschützen da, stramm wie Soldaten in Gliedern aufmarschiert, noch ist ein ganzes Artilleriedepot im Grünen mit russischen Granaten gefüllt, noch grasen an den saftigen Hängen der Wälle stattliche Viehherden, die letzten der mehr als 4000 Rinder und mehr als 2000 Schafe, die in Nowogeorgijewsk erbeutet wurden, und die nicht nur der Besatzung über den Winter hinweggeholfen haben.

Wenn man auf den Außenwällen der Festung entlang wandert, den Blick auf das friedlich weidende Vieh gerichtet, oder die sommerlich leuchtende Flußlandschaft, mag man sich wohl welkenfern vom Krieg fühlen. Dieses Gefühl verstärkt sich, wenn man sich von den breiten Fahrstrassen der eigentlichen Festung in den Park hinein verliert. Im Grunde ist das ganze Festungsgebiet der Zitadelle ein einziger blühender, duftender Park, aber es gibt in diesem Park noch Partien, deren unberührte, ein wenig verwilderte Schönheit wie ein Märchenraum wirkt. Ich habe die Nachtigallen nicht schlagen hören, von denen der kleine sächsische Husarenleutnant mit kindlichem Entzücken schwärmte, aber Knäuel und Drossel weiteiferten, sie zu ersetzen. Im dichten Grün liegen die kleinen Häuschen versteckt, die beweisen, daß die russischen Offiziere sich das Leben hier recht angenehm zu machen verstanden. Da liegt aber auch, versteckt im dichtesten Gestrüpp, ein reizendes Holzhaus im Schweizer Stil mit schön geschnitzter Veranda, das völlig mit einem Spinnwebgewebe von Eichenraupen überzogen ist. An den Geselechten hängen ein paar Bewohner und gurren sehnüchlich in den Frühling und die Freiheit hinaus. Es sind Vriestauben, die hier gehalten werden, und deren Heim außer dem Unteroffizier, der sie betreut, niemand ohne schriftliche Genehmigung des Gouverneurs betreten darf.

Selbstverständlich fehlen die stattlichen Steinbauten nicht neben den Holzhäusern. Das russische Gouverneurshaus ist ein Palast, von außen roher, ungeschlächter Ziegelbau, innen pomphaft ausgestattet, mit elegant eingerichteten Wohnräumen und prunkenden Festsälen, deren Marmor selbstverständlich wie bei allen Schlössern Polens unecht ist. In dem Hauptsaal, in den ich innerhalb 24 Stunden ein bildhübsches Theater mit elektrischer Beleuchtung hineinbauen durfte, hängt heute noch völlig unversehrt ein großes Bild des Jaren, das ein wenig melancholisch auf die deutschen Männer herabschaute, denen in Rußlands stärkster Festung deutsche Schauspieler ein paar fröhliche Stunden bereiteten. Ich mußte vor diesem Bild an so manches besudelte deutsche Fürstenbild denken, das ich im Vorjahr nach der Austreibung der Russen in Ostpreußen gesehen habe!

Die deutsche Besatzung hat nicht umsonst gesehen, wie gesonnet der Boden Modlins ist. Jede Kompagnie hat sich ein

Stück dienstbar gemacht und beachert es mit Fleiß und Hingabe. Alle Gemüesorten gedeihen, die Obstbäume geben reichen Ertrag. Es ist wirklich so, als ob ein Wettersturm über die Festung hingeraht sei, der ein paar Gebäude vernichtet hat, aber längst ins Meer der Vergessenheit gesunken ist.

Unsere Mannschaften dürfen die sommerlichen Freuden Modlins voll genießen. Wenn den russischen Besatzungstruppen der Sommer stets durch besondere Übungen vergällt wurde, so ist das bei unseren Truppen, die stürmerprobt sind und keiner Stählung mehr bedürfen, nicht nötig. Sie haben das Sommerlager nicht zu beziehen brauchen, das die Russen vor Modlin errichtet haben, um ihre Leute im Sommer an das Leben im Freien zu gewöhnen. Im Wald sind kleine, hieledige, meterhohe Lehmwände gezogen, 3 bis 4 Meter im Geviert, die nur als Unterfäße für die Zelte dienen konnten. Hierher zog im Sommer die Besatzung, spannte Zelte über die Lehmgewölbe und hauste höchst primitiv im Freien. Das Sommerlager von Romogeorgiewsk war eine Sehenswürdigkeit und galt bei den Russen als eine besondere Leistung für die kriegsgemäße Ausbildung der Truppen. Seine verlassenen, niedrigen, wertlosen Lehmstüben sieht man heute mit einem leisen Lächeln — stumm — berebete Symbole der gigantischen russischen Kriegsmacht! (Benf. Wln.)

22 = Bunte Welt. = 22

Aus der Kriegszeit.

Die Weltkohlenproduktion im Jahre 1915. Einen außerordentlich interessanten Überblick über die Verhältnisse der Kohlenproduktion aller für den Weltkohlenhandel in Betracht kommenden Staaten während des Jahres 1915 gewährt ein Bericht der obersteilischen Kohlenproduzenten, dem die Naturwissenschaften die wesentlichsten Tatsachen entnehmen. Die Betrachtung der Wirkung des Krieges auf dem Kohlenmarkt ist um so bedeutsamer, als im letzten Friedensjahre die heute in den Krieg aktiv verwickelten Staaten mit Zurechnung Nordamerikas mehr als 1½ Milliarden Tonnen Kohlen lieferten, also für mehr als 90 Proz. der gesamten Weltproduktion aufkamen. Infolge des Kriegszustandes und der damit verbundenen Veränderungen auf dem Arbeitsmarkte ist diese Produktion im Jahre 1914 um 150 Millionen Tonnen zurückgegangen, im Jahre 1915 um weitere 35 Millionen Tonnen mehr, bis Ende des Jahres 1915 also um 185 Millionen Tonnen im Vergleich zum letzten Friedensstand. Deutschland und Österreich-Ungarn hatten zusammen im Jahre 1915 eine Förderung von 280 Millionen Tonnen aufzuweisen, England, Frankreich und Rußland einschließlich Polens standen für dieselbe Zeit 300 Millionen Tonnen zur Verfügung, was im Verhältnis zum Verbrauch der feindlichen Staatengruppe einen Rückgang hinter die Zentralmächte bedeutet. Da Deutschland gegenwärtig auch über die belgischen und polnischen Kohlen verfügen kann, England andererseits heute die halbe Welt mit Kohlen versorgen muß, ergibt sich die erfreuliche Tatsache, daß die Mittelmächte auch in dieser Beziehung England gegenüber im Vorteil sind. Am meisten macht sich Kohlenmangel in Italien und Skandinavien fühlbar, da diese Länder keine eigene Produktion besitzen und daher so gut wie völlig auf auswärtige Hilfe angewiesen sind. Der amerikanische Kohlenmarkt hat sich gegen alles Erwarten während der Kriegsjahre nicht gehoben, woran hauptsächlich der Mangel an Schiffsraum und die großen Transport-schwierigkeiten schuld tragen. In England suchte man mit allen Mitteln die Produktion aufrecht zu erhalten und förderte im Jahre 1915 ungefähr 88 Proz. der Leistung des Jahres 1913, wobei allerdings die Löhne der Arbeiter stark erhöht werden mußten. Trotz umfangreicher Beschränkung des freien Kohlenverkehrs herrscht heute auf dem englischen Inselreich sehr fühlbarer Mangel an Brennmaterial, weswegen Höchstpreise für Kohle eingeführt werden mußten. Verhältnismäßig wenig leidet die russische Brennstoffversorgung, da es gelang, die Förderung in dem wichtigen Donez-Revier in vollem Umfange aufrecht zu erhalten. Der Wegfall englischer und deutscher Ausfuhr wurde — wenn auch nicht völlig — durch Verwendung von Heizöl und Holz ausgeglichen. Am meisten hat Frankreich an Kohlenmangel zu leiden; da es in normalen Zeiten nur zwei Drittel seines Verbrauchs durch eigene Produktion zu decken vermochte, bezog es im Jahre 1913 allein aus Deutschland und Belgien 11 Millionen Tonnen Brennstoffe. Trotzdem England Frankreich zu unterstützen sucht und im Jahre 1915 5 Millionen Tonnen Kohle mehr nach Frankreich lieferte als 1913, ist die Kohlennot der Franzosen noch immer außerordentlich groß, da infolge Besetzung der französischen Hauptreviere durch deutsche Truppen die

französische Förderung von 40 Millionen Tonnen auf 16 bis 18 Mill. Tonnen zurückging. Dementsprechend sind die Preise ungefähr fünfmal so hoch wie in Friedenszeiten. Die Kohlenförderung in Belgien, die heute von der Kaiserlichen Kohlenzentrale in Brüssel geleitet wird, entwickelt sich immer mehr und hat bereits im letzten Viertel des Jahres 1915 70 Proz. der Friedensproduktion erreicht. Darum ist Deutschland in der Lage, verhältnismäßig große Mengen dieser Kohlen nach den Nordländern auszuführen. In Deutschland selbst war die Förderung an Steinkohlen im Jahre 1915 um 23 Proz. geringer als 1913, dagegen wurde die Braunkohlenförderung erheblich gesteigert. Insgesamt liegen hier die Verhältnisse, wie gesagt, so, daß Deutschland sich auch im Kriege noch Kohlenaufuhr an einzelne neutrale Staaten leisten kann. In Österreich-Ungarn war die Steinkohlenproduktion während des Krieges so gut, daß sie 1915 sogar noch die Förderung des Jahres 1913 übertraf. Darum ist auch in Österreich-Ungarn trotz des durch Verkehrs-schwierigkeiten hervorgerufenen Rückganges der deutschen Einfuhr um 30 Proz. die Kohlenversorgung in reichlichem Maße sichergestellt.

Ein fataler Schreibfehler. Die Kriegsspychose erscheint die Gemüter in Frankreich bereits so verwirrt zu haben, daß die französischen Zeitungen sich sogar manchmal in dem Stil ihrer eigenen Sprache nicht mehr zurechtfinden. Ein besonders fataler Schreibfehler aber unterlief der „Dépêche de Toulouse“, die in fetter Druckschrift die folgende Kriegsmeldung brachte: „Die Franzosen stoßen die Deutschen bei B.... zurück und die Engländer bei B....“ Soll das etwa bedeuten, daß die Kommies die Poilus angegriffen haben?,

Die Sprachreinigung in der Tierkunde. In diesen Tagen, da die Sprachreinigung auf den verschiedensten Gebieten mit so großem Eifer und oft auch überreifer betrieben wird, sind einige Anregungen über die Sprachreinigung in der Tierkunde, wie D. B. Franz sie in der „Naturwissenschaftlichen Wochenschrift“ veröffentlicht, höchst aktuell. Allerdings gilt gerade auf wissenschaftlichem Gebiete das Gebot, daß durchaus nicht jedes Fremdwort verdeutscht werden muß. Die Frage wird hier auch dadurch kompliziert, daß die Ergebnisse der Wissenschaft teils dem internationalen Gebrauch dienen, teils für ein deutsches Publikum mit fachlichem Interesse, endlich auch für Leute bestimmt sind, die nicht die nötige Vorbildung besitzen. Wenn die Tierkunde gerade diesen Kreisen gegenüber so oft unverstanden blieb, so kann man die Schuld an diesem Zustande sowohl den zahlreichen Fremdwörtern wie auch den unglücklich gewählten Fremdwortverdeutschungen zuschreiben, weshalb beide Arten nach Möglichkeit auszumerzen sind. Im allgemeinen gilt aber in der Tierkunde der Satz, daß auch auf diesem Gebiete das deutsche Schrifttum auf deutschem Empfinden beruhen soll. Schwer erscheint es, für den Gesamtbegriff „Biologie“ eine Verdeutschung zu finden, da man z. B. bei „Lebenskunde“ als Nichtfachmann auch an die Erforschung des Menschenlebens denken könnte. Dagegen sollte man die deutschen Unterscheidungen wie „Tierkunde“ und „Pflanzenkunde“ öfter gebrauchen. Der „Zoologische Garten“ läßt sich sehr gut durch „Tiergarten“ ersetzen, eine Ausnahme mag man in Berlin machen, wo die Bezeichnung „Zoo“ ein volkstümlich abgekürzter Begriff geworden ist. Statt „Fauna“, „Flora“ und „Ornis“ kann man sehr gut „Tierleben“, „Pflanzenleben“ und „Vogelleben“ sagen. Für das Fremdwort Aquarium schlägt Dr. Franz die Bezeichnung Fischgarten vor. Für das Wort „Station“ in Zusammensetzung wie Versuchstation usw. empfiehlt sich „Anstalt“. Auch könnte man nach dem Vorbild von Sternwarte sich des Ausdrucks biologische Warte bedienen. Die aus dem Lateinischen stammenden Namen der verschiedenen Tiergattungen sind im allgemeinen nicht sinngemäß zu übersetzen. Doch können viele schlechtgewählte Verdeutschungen entfernt und an ihre Stelle neue deutsche Bezeichnungen gesetzt werden, die den lateinischen Sinn besser wiedergeben. So hat das Wort „Wirbeltier“ als Übersetzung des lateinischen „Vertebrata“ das alte Wort „Rückgrattiere“ völlig verdrängt. Der einfache Mann wird sich unter Wirbeltieren keine so klare Vorstellung machen können wie unter Rückgrattieren, unter denen er ganz richtig eine ganze Anzahl von menschenähnlichen Tieren bis herab zum Fisch mit seiner „Rückengräte“ zu erblicken vermag. Andere Bezeichnungen können wieder sozusagen aus sprachlich-ästhetischen Gründen verbannt werden, z. B. sollte man statt Kloakentiere besser „Schnabeltiere“ setzen.